

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 44 (1939-1940)
Heft: 23

Artikel: Von Schwierigkeiten, die keine waren : einem mündlichen Bericht nacherzählt
Autor: Ullmann, Regina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-314041>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

Schweizerischer Lehrerinnenverein

Erscheint am 5. und 20. jedes Monats

Präsidentin: Marta Schmid, Limmattalstr. 64, Zürich-Höngg

Schriftführerinnen: Emma Eichenberger, Morgentalstr. 21,
und Marie Haegle, Paradiesstr. 56, Zürich

Kassierin: Emmy Leemann-Biber, Kürbergstr. 16, Zürich-
Höngg, Postcheck VIII 7630, Zürich

Stellenvermittlungsbureau: H. Roost, St.-Alban-Vor-
stadt 40, Basel

Schweizerisches Lehrerinnenheim: Wildermettweg, Bern

Redaktion: Olga Meyer, Samariterstr. 28, Zürich
Tel. 45 443

Jahresabonnement: Fr. 4.50

Inserate: Einspaltige Nonpareillezeile 30 Rp.

Druck und Expedition: Büchler & Co., Bern
Postcheck III 286

44. Jahrgang

Heft 23

5. September 1940

Von Schwierigkeiten, die keine waren

Einem mündlichen Bericht nacherzählt

Es gibt einsame Kinder. Sie wissen's nicht, dass sie es sind. Es spricht scheinbar auch alles gegen das einmal geprägte Wort « einsam ». Es geht ihnen gut. Rundherum. Dieses rosige Mäxchen, wer hätte es auch « einsam » nennen wollen? Seine Mutter liebte es, wie eine früh verwitwete Frau ihr einziges Kind nur immer lieben kann: auf alle Arten. Im Gespräch mit andern, wenn sie allein war mit sich selber, oder wenn sie sich vorgenommen hatte, dem Kinde sich ungeteilt zu widmen. Dazu aber kam es selten. Denn sie war ein geselliges Wesen, und sie musste über das Kind reden, sie musste es bewundert sehen. Und das Bübchen bekam gleichsam seine Herzensnahrung über sie hinweg zugeteilt. Ja, es war immer ein wenig von dem drin enthalten, was die Freunde der Mutter dem Kinde bestimmt hatten. Aber, o Wunder, obgleich es nie etwas anderes gekannt und empfunden hatte, so war es doch ein recht heikles Seelchen, dieses einzige Kind. Es entfernte sich von der nähern Umgebung und suchte sich seine eigene Gesellschaft. Bloss der kindlichen Gemeinschaft war es so gänzlich entwöhnt worden, dass es sich an die Halberwachsenen oder an noch sehr junge Menschen wendete. Und so fand es an der Table d'hôte der kleinen Meraner Pension ein junges Mädchen, die blonde Annina, das dem, was es bedurfte, ganz und gar zu entsprechen schien. Sie waren fast ein wenig traurig anzuhören, diese ersten, unkindlichen Annäherungsversuche; aber weil das Bübchen doch so rund und treuherzig dreinsah und seinem äussern Wesen nach ganz das zu sein schien, was man unter den Worten « ein richtiges Kind » gedacht haben will, so kam es einem eher drollig vor in seinem ganzen Gebaren. So, als habe es Maskerade gespielt und sich dabei der Kleider der Erwachsenen bedient. Zwei Mahlzeiten verliefen mit vergeblichen Versuchen, sich der jungen Nachbarin angenehm zu machen. Beim dritten Zusammensein sagte der kleine Junge wie ein Liebhaber, der sich nach endlosen Ueberwindungen seiner Schüchternheit zu einer Aeusserung zwingt, zur Erheiterung der Tischgäste, indem er sein rundes Kinderköpfchen mit den wunderschönen blanken Augen zu der Fremden erhob: « Isst du auch so gern Nudelsuppe? » Und als das junge Mädchen lächelnd bejahte: « O, dann passen wir ja zusammen! » « Wenn es nicht mehr braucht, kleiner Mann », liess sich ein bejahrter Bibliothekar vernehmen, « dann haben wir gar mit der Zeit noch Aussicht, dir zu gefallen! »

O, sie nahmen dieses Kind viel zu ernst. Und setzten es in Widerspruch zu seinem eigensten Wesen. Als die andern Gäste Mittagsruhe hielten und

das junge Mädchen einen Spaziergang unternahm, war das Kind dabei. Ob es die Begleiterin um Erlaubnis bat, ist ihr nicht mehr erinnerlich. Alles liegt ja so weit zurück, als hielte man zum Scherz ein Fernglas verkehrt an die Augen und sähe, was eigentlich in Wirklichkeit noch greifbar sein müsste, weit, weit von sich fort. Sie gingen den Tappeinerweg hinauf bis an sein äusserstes Ende. Sie sprachen kein Wort miteinander. Aber es war ein freundliches Zutrauen da, ein Wohlgefallen. Wie der kleine Mann es immer herausbekam, dass seine neue Freundin im Begriff sei, einen Spaziergang zu unternehmen, war dieser rätselhaft. Aber immer war das Kind zur Stelle, und wenn es je einmal den Augenblick versäumt haben mochte, so stand es plötzlich wartend in irgendeinem Gässchen und schaute dem Mädchen fragend ins Angesicht. Mit der Zeit wurden diese gemeinsamen Wege nun beiden so natürlich, als sie es zwei noch kurz zuvor sich völlig fremden Menschen nur immer werden konnten. Aber, als hätten's die andern, denen man sich entzog, es einem entgelten lassen wollen: sie wussten auch hier Bedenken einzustreuen, sie gleichsam als Futter mit auf den Weg zu geben. « Was tun Sie eigentlich unterwegs miteinander, spielen Sie, sprechen Sie ? » « Nichts. » « Und ist das nicht langweilig ? » « Weder kurzweilig noch langweilig. » Der Fragende fühlte sich abgewiesen, kehrte aber ein nächstes Mal zurück und sagte: « Sie werden Ihre Wunder erleben. Das Kind lügt wie gedruckt. » « Nun », dachte die Angesprochene, « so sieht ein Kind nicht aus, das lügt. Es wird mit seinen Uebertreibungen schon irgend etwas anderes bezweckt sein. Wir wollen abwarten. » Aber das Misstrauen war doch geweckt worden, der nächste Gang war nicht mehr von dem seltenen Einklang, von der warmen, zutraulichen Einmütigkeit getragen wie zuvor, und das Kind, das irgendwie das Fremde herausfühlte — das, dem es ausgewichen war — es fing auch schon ein nächstes oder übernächstes Mal mit dem an, was jener Erwachsene « lügen » genannt hatte. Sinnlose Aufschneidereien, Reiseeindrücke spielten dabei eine Rolle; denn das Kind war weit herumgekommen, bis nach Brasilien. Es liess nun auch nicht mehr von der Gesprächigkeit ab, zu der es sich neuerdings entschlossen zu haben schien. Und wenn seine Begleiterin ihm einmal den Gefallen tat und auf ihre Weise auch etwas zu der Unterhaltung beitrug, so wurde dies nur zum Anlass neuer Erfindungen. Das Mädchen dachte ein wenig enttäuscht und betrübt: « Ich kann ihm doch nicht sagen, dass er lügt. Das haben ja bereits die andern getan, und es hat sich daraufhin nichts geändert. Ich muss auf etwas Besseres kommen, was, weiss ich freilich selber nicht. Vielleicht kommt es mir noch in den Sinn. Einstweilen werde ich schweigen, ja, mich sogar ein wenig fühlbar langweilen. Und wenn es nötig ist, den kleinen Begleiter abschütteln, denn so ohne jede Ueberzeugung kann ich ihm nicht zuhören. Vielleicht hilft schon das. Aber es ist kein lebenswürdiges Mittel, ihm die Aufschneidereien weniger unterhaltsam zu machen. Und wenn mir ein anderes einfiele: ich gäbe viel darum. » Aber das Bübchen, dem seine Kindlichkeit durch ständigen Umgang mit ältern Menschen genommen worden war, es hielt an dieser Freundschaft fest, ja es trachtete durch immer neue Erfindungen sich noch zu übertreffen. Wo es damit hinaus wollte, wusste es wohl selber nicht. « Ich möchte es so gern heilen, insoweit das noch möglich ist, sich selber wieder zurückgeben », dachte betrübt seine Begleiterin. « Aber mit einem Einspruch, einem Verweis kann das nicht geschehen! » Da fiel ihr, weil sie selber noch halb Kind

war, etwas Lustiges ein: sie fing an, gleichfalls zu bramabarsieren. Es lag ihr gar nicht, dieses Spiel. Sie besass keine Märchenphantasie. So war es für sie eher eine Qual, eine Plage, die sie aber sorgfältig verbarg. Und sie frug den kleinen Aufschneider (mit irgend etwas musste sie doch den Anfang machen), ob er schon lang nicht mehr in seiner Heimatstadt gewesen sei. Da habe sich jetzt vieles geändert. Und da gäbe es jetzt Schlangen wie in Brasilien. Und einen Löwen, so gross wie der höchste Baum. Er sähe, wenn der aus seiner Höhle trete, sozusagen über den ganzen Wald hinweg. Was sei dagegen schon eine Kanone! Ein Spielzeug. Und ohne dass Annina ihren kleinen Freund auch nur zu Worte kommen liess, fuhr sie fort, den braven, versonnenen Heimatort ins Ungeheuerliche zu verwandeln. Wenn ihr nur recht viel einfiele! Sie hatte ihre liebe Not damit, Unerhörtes zu erfinden, das den kleinen Helden verblüffen und erschrecken würde. Sie liess ihm keine Zeit, sie zu übertreffen oder einen Einwand zu erheben. Sie wusste nur, lang würde sie das nicht mehr fortsetzen können, und doch durfte sie jetzt nicht versagen. Mehrmals setzte der blitzblanke Bub an, ja er schrie zu ihr hinauf, er überschrie sie, aber sie hörte ihm nicht im mindesten zu. Sie erzählte ihm, und doch war's, als ob der Junge für sie irgendwie nicht da sei. Fledermäuse würden zu einer Art von Luftschiffen und zu Aeroplanen verwendet, die man jetzt sehr wohl brauchen könne. Und schon trat ein Riese hervor — da stemmte sich der Junge gegen diese Zumutungen, indem er die Freundin am Weitergehen verhinderte und sagte: «Aber du lügst ja, Annina! So hör doch endlich auf, du lügst ja!» Und er hob sein rosiges, wohlgepolstertes Fingerlein, worauf die junge Person stehenblieb, ja eher noch zurückwich und mit Bedauern entgegnete, nein, nicht nur mit Bedauern, mit Erschrecken: «Ich lüge? Lüge ich wirklich, Mäxli? Ich tu doch nur, was du tust!» Worauf das Kind von ihr abliess und nach einem Augenblick der Ratlosigkeit, des Vergleichens und sichtbaren Erstaunens entgegnete: «Ja, aber ich darf lügen, aber du nicht!» Damit wollte er wohl verständlich machen, dass das Lügen eines Kindes eine Art Phantasieren sei, das man ihm gestatte; dass aber das Lügen der Grossen einer Unwahrheit gleichkäme. Es war eine rührende Auseinandersetzung zwischen einer Erwachsenen und einem Kinde. Keineswegs gehässig, feindselig. Und das junge Mädchen war auch von der ihr ohne weiteres verständlichen Deutung ergriffen und sagte nichts dawider. Musten denn die Grossen immer recht haben? Durfte nicht ein Kind auch einmal recht behalten? Sie sprachen nicht mehr miteinander. Die aprikosenfarbene Luft reifte fühlbar jedes Ding, das lebend sich ihr hinhielt, wie eine Frucht. Schliesslich kamen die beiden vergnüglich nach Hause, hatten nur den blauen Himmel, der war, soweit man sehen konnte, in sich aufgenommen und sogar ihr Gespräch vergessen.

Ein paar Tage danach kam der alte Bibliothekar, ein durchaus würdiger Mann, wieder auf die junge Annina zu und sagte: «Was haben Sie gemacht? Das Kind lügt nicht mehr!» «Nun», gab sie ihm ausweichend zur Antwort, «so pflegt es doch zu sein. Einmal haben die Kinder diese Unart, einmal eine andere. Man darf sie nur nicht zu ernst nehmen, sie vergehen schon von selber.» Und wirklich, das Kind verfiel während seines langen Aufenthaltes nicht mehr in dieses zweifelhafte Spiel der unwahren Wirklichkeit. War es nun durch eine Art ihm drollig entgegengebotener Konkurrenz davon abgekommen, hatte sie ihm das Spiel verleidet? Wir

wissen es nicht — aber so viel ist sicher: es wurde nicht mehr nötig, Mädchen ein zweites Mal das Lügen zu verweisen. Wenn es aber einen unbewussten Dank bei Kindern gibt, so bestand er in einer vermehrten Anhänglichkeit, in einer Geborgenheit, mit der uns manchmal kleine Vögel zutraulich lohnen, denen wir das ihnen zustehende Futter entgegenhalten.

Regina Ullmann.

Erziehungsbriefe aus dem Aufgabenkreis einer Lehrerin (IV)

Liebe Frau Zett!

Schwyzerhoger, 1. August 1940.

Ihre Einwände und Fragen über die, wie Sie sagen, unnütze *nationale Erziehung* bewegen mich auch hier oben in den Ferien. Sie meinen, eine rechte Familienerziehung werde allweg die beste Stütze für das Vaterland abgeben. Wenn alle Väter und Mütter zu den Vorbildern zurückkehrten, wie sie ein Pestalozzi, ein Jeremias Gotthelf geschildert hätten, dann brauchte es der neumodischen Worte und Aufgaben nicht. Man lese nur, rieten Sie, die Geschichte vom Stüdeli und sehe die gute Kraft einer Mutter noch ihrer erwachsenen Tochter gegenüber. Die Familie gesund erhalten im leiblichen und geistigen Sinne, das sei nationale Erziehung genug — auch in der arglistigsten Gegenwart.

Liebe Frau Zett, alle Achtung vor Ihren Grundsätzen! Es folgen ihnen auch Taten, ich weiss und sehe es täglich an Ihren Buben. Beide sind in der Schulabteilung nicht nur beim Einmaleins zwei Zugrösslein — sie wissen auch die Pausenfreiheit fröhlich und kameradschaftlich zu gestalten und mit Anstand beim Schlagball zu verlieren. Sie schauen mich überrascht an: «Ja, ja, zu verlieren!» Kein aufschlussreicheres Zeichen der Charakterentwicklung als die Haltung bei Misserfolg. Ich muss Ihnen recht geben, Ihre Buben haben bis heute *Ihrer* «nationalen Erziehung» alle Ehre gemacht. Somit könnte ich schliessen mit einem kräftigen Gruss.

Es sträubt sich aber etwas in mir. So ein: «Ja . . ., aber.» Und wie es Frauenart sein soll, dass in den Anhängseln — dem Postskriptum oder dem N. B. — das Kernhafteste und Wichtigste eines ganzen Briefes liege, so füge ich obigem Gruss hinzu: Im Anblick unserer kraftvollen Berge; unter dem Eindruck der Wucht unserer Täler; im Staunen vor den Pfaden, Stegen und Verbauungen, wie sie unsere Bergler anlegen; vor den Kreuzen, die von ihrer Hand über Allmenden und genossenschaftlichen Alpweiden errichtet werden — angesichts alles dieses sage ich Ihnen: Es ist nicht bloss getan mit einer Familienerziehung.

Ihre Buben und Mädchen kommen in ein Alter — und heut macht es sich unter dem Ablauf der Zeitergebnisse früher als sonst geltend — wo sie über die Familie hinaus ins Grössere drängen. Ich weiss, Sie gehören nicht zu jenen, die Familienkult und -egoismus als ersten und einzigen Lebenszweck kennen. Aber — Hand aufs Herz — lauert nicht in Ihrem Erziehungsgrundsatz der häuslichen Zielsetzung ein Teufelchen dieser Art?

Ein junger Mann bekannte letzthin, wie trotz allem die Gegenwart lebenswerter sei als die Zeit vor einem Jahrzehnt. Welchen Inhalt habe ein durchschnittlicher Schweizer seinem Leben dazumal gegeben? Gut essen und trinken, eine nette, kleinste Familie möglichst bequem und luxuriös durchs Leben zu führen, gegen Unfall, Krankheit und fürs Alter hoch versichert zu sein . . . Warum nicht auch noch gegen den Tod? fragte er